

4. *Katholische Reform – Reformation – konfessionelles Zeitalter*

GÖTZ-RÜDIGER TEWES: *Die römische Kurie und die europäischen Länder am Vorabend der Reformation* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 95). Tübingen: Max Niemeyer 2001. X, 470 S. Geb. € 68,-.

Warum begann die Reformation ausgerechnet in Deutschland? Die traditionelle Antwort auf diese weitreichende Frage lautet: Weil gerade in Deutschland die Finanzpraktiken der Kurie besonders spürbar waren, weil von hier besonders viel Geld nach Rom abfloss, weil Rom das deutsche Gebiet also besonders stark ausgebeutet hat und die auf den Reichstagen verhandelten Gravamina deutscher Nation folglich zutrafen. Nicht nur dieser Vorstellung rückt Götz-Rüdiger Tewes in seiner Kölner Habilitationsschrift zu Leibe. Grundlegend für seine international vergleichende, ökonomisch tiefgehende und stets an die politischen Verhältnisse zurückgebundene Analyse sind drei Weichenstellungen. Statt den üblichen nationalstaatlichen Blickwinkel auf die Beziehungen eines einzelnen Landes zur Kurie fortzuschreiben, nimmt Tewes die zentral-römische Perspektive ein und fragt nach den Beziehungen der Kurie zu allen europäischen Ländern am Vorabend der Reformation. Zum zweiten konzentriert er diese Beziehungen zwar auf das Benefizienwesen (päpstliche Provisionen, d.h. die Besetzung kirchlicher Stellen durch den Papst, damit verbundene Gnadenerweise wie Expektativen [Anwartschaften], Dispense und Pensionen), behandelt dieses aber anders als die bisherige, nur an den höchsten Würden interessierte Forschung erschöpfend, bis hinunter zur Vergabe kleiner Pfarrkirchen. Und schließlich belässt er es nicht bei der Auflistung der damit verbundenen Zahlungen, sondern fragt auch nach den politischen Strategien und Vorteilen der beteiligten Mächte, nach den Gegenleistungen, die Rom für den Zugriff auf die jeweiligen Kirchen zu erbringen bereit war.

Empirischer Ausgangspunkt sind die *Indici*, ein im 18. Jahrhundert erstelltes Hilfsmittel zur Erschließung der Kanzleibullen. Um die Masse dieser von der päpstlichen Kanzlei für die gesamte christliche Welt ausgestellten Bullen in den Griff zu bekommen, konzentriert sich Tewes auf drei etwa gleich weit auseinanderliegende Pontifikate der vorreformatorischen Zeit. So werden im ersten Hauptteil (A: Das Phänomen) zunächst die insgesamt fast 70000 Einträge aus den Amtszeiten von Calixt III. (1455–1458), Innozenz VIII. (1484–1492) und Leo X. (1513–1521) analysiert: jeweils getrennt nach den Diözesen des Deutschen Reichs, Frankreichs, Spaniens und Portugals, Italiens sowie dem Rest der christlichen Welt, innerhalb dieser einzelnen Gebiete je nach Personen und Materien. Der Hauptbefund dieser durch zahlreiche Fallstudien an Details reichen Untersuchung: Während die Kurienkontakte, die solchen Bullen vorausgingen, für das Deutsche Reich zunächst dominierten, dann aber stagnierten, nahm die Zahl der »Romgänger« aus den iberischen Ländern, Italien und vor allem aus Frankreich kontinuierlich zu. Deutsche Kurienferne, französischer Ansturm auf päpstliche Provisionen – was steckt dahinter?

Antworten auf diese Frage liefert der zweite, stärker auf die politischen Hintergründe konzentrierte Hauptteil (B: Ursachen und Folgen). Nicht zuletzt dank zusätzlicher Quellen wie der Brevenregister mit der politischen Korrespondenz der Päpste, der für die finanzielle Seite zentralen Register der Annatenobligationen sowie einer detaillierten Analyse des seit Leo X. auf die politische und banktechnische Vermittlung der Medici gestützten exklusiven Verhältnisses Frankreichs zur Kurie (Kap. B. VII) kann Tewes das Bild der kurialen Beziehungen präzisieren. Auf der einen Seite stehen Monarchien wie Spanien und vor allem Frankreich, in denen eine starke Zentralgewalt sich nicht etwa gegenüber Rom abschottete, sondern im Gegenteil dank intensiver Kontakte ihre Beziehungen zur Kurie zu einem »do-ut des«-Verhältnis im beiderseitigen Interesse umformte. So konnte der Papst einflussreiche Kuriale aus Spanien und Frankreich in ihren Heimatländern mit Geldquellen versorgen, wie jeder Romgang aus diesen Ländern einer Anerkennung der papalen Vormachtstellung gleichkam. Aber da es den Kronen sowohl in Frankreich als auch in Spanien im Gegenzug gelang, das Benefizienwesen in den Dienst der eigenen Patronagepolitik zu stellen, diente dieser Kompromiss aus Geben und Nehmen vor allem dem Ausbau der monarchischen Gewalt. Gänzlich anders die Verhältnisse im Reich: Da die politischen, diplomatischen und personellen Beziehungen des Kaisers und der Fürsten zur Kurie schlicht zu schwach waren für eine solche aktive Gestaltung des päpstlichen Zugriffs, konnte eine Umformung der Kurienbeziehungen im Interesse der Staatsbildung nicht gelingen. Folglich musste jede finanzielle Leistung nach Rom

als einseitige Belastung ohne Ausgleich, als jene in den Gravamina stereotyp beklagte Ausbeutung erscheinen.

Auf dieser Grundlage kann Tewes die vorreformatorische Kurienkritik und ihren realen Gehalt in einem neuen Licht präsentieren (Kap. B VIII): Die finanziellen Belastungen waren in Deutschland weitaus geringer als in anderen Ländern, allen voran in Frankreich, dem »größten Zahlmeister unter den europäischen Ländern« (S. 356). Dass sie von den politischen Eliten des Reichs dennoch als drückender empfunden wurden und mehr Kritik auf sich zogen als andernorts, lag an der Kurienferne der deutschen Fürsten, an der auch gegenüber Rom spürbaren Schwäche der Zentralgewalt und der daraus resultierenden geringen Gestaltbarkeit ihrer Kurienbeziehungen. Wie Tewes selbst betont (S. 13), können seine auf Finanzen, Politik und Eliten konzentrierten Befunde Entstehung und Verlauf der Reformation nicht hinreichend erklären. Aber dass die römische Zentralperspektive mit dem europäischen Vergleich auch neue Einsichten eröffnet, zeigt die Studie eindrücklich.

Dabei ist das Buch keine leichte Lektüre: Das umfassende statistische Material wird zwar in ebenso zahl- wie aufschlussreichen Grafiken dargeboten. Kapitelzusammenfassungen oder ähnliche Zwischenbilanzen fehlen jedoch in der Regel. Sachinformationen, etwa über den Inhalt der zahllosen erwähnten Dispense und Lizenzen oder über die Eigenheiten bestimmter Expeditionswege (z.B. S. 108) sind über das Buch verstreut und auch mithilfe des Registers nur mit Mühe nachzuschlagen. Der innere Zusammenhang der einzelnen Kapitel wird erst bei der Lektüre deutlich, entsprechende Hinweise in der Einleitung hätten die Orientierung erleichtert. Insgesamt also ein Buch für lesefreudige Experten, die allerdings ein reicher Lohn an Einsichten und Anregungen erwartet.

Birgit Emich

ANDREA STRÜBIND: Eifriger als Zwingli. Die frühe Täuferbewegung in der Schweiz. Berlin: Duncker & Humblot 2003. 617 S. Geb. € 63,80.

Kann man, ohne neue Quellen entdeckt zu haben, und »nur« auf der Grundlage der bereits gedruckten Täuferakten und -traktate sowie der Schriften Zwinglis neue Erkenntnisse zu den Anfängen der Täuferbewegung in der Schweiz gewinnen? Andrea Strübind ist dies auf überzeugende Weise in ihrer Habilitationsschrift gelungen, weil sie das in den letzten Jahrzehnten von den Sozialhistorikern dominierte Feld aus theologiegeschichtlicher Perspektive bearbeitet hat und dadurch zu anderen, wohl begründeten Ergebnissen gelangt ist. Der Gefahr einer Engführung ihrer Interpretation entgeht Strübind, indem sie einen »integrativen Forschungsansatz« verfolgt. Damit greift sie eine methodische Forderung auf, die in den letzten Jahren vor allem von John S. Oyer, aber auch von Hans-Jürgen Goertz erhoben worden ist und die im Übrigen Gottfried Seebaß vor über drei Jahrzehnten an einem anderen Thema, seiner Studie über Hans Hut, bereits eingelöst hat. Ziel von Strübind ist es, »die Bedeutung theologischer Motivationen mit den Ergebnissen der sozialgeschichtlichen Forschung sachgemäß zu verbinden« (S. 46). Dabei distanziert sie sich zum einen von der älteren, vor allem von mennonitischen Historikern bestimmten »normativen« Richtung der Täuferforschung, die ein allzu ideales Bild des frühen Tüfertums entworfen und die unterschiedlichen täuferischen Bewegungen allein an dem zur Norm erhobenen schweizer Tüfertum gemessen hatte. Zum anderen greift sie, und dies in besonders dezidiert Form, die von ihr so genannte revisionistische, d.h. sozialgeschichtliche Forschung an: So sehr Strübind deren Verdienste anerkennt, das monogenetische, normative Bild der Täufer durch ein heterogenes und vielfältiges revidiert zu haben, so sehr lehnt sie alle Versuche ab, die frühen Täufergruppen als volksskirchliche, sozialrevolutionäre Bewegung zu interpretieren. Insbesondere setzt sie sich kritisch mit dem Kommunalismus-Konzept Peter Blickles und der These Hans-Jürgen Goertz' vom Antiklerikalismus als Deutungskategorie der Reformation auseinander. Zu Recht wirft sie der sozialgeschichtlichen Forschung vor, die religiösen Motive der Handelnden zu marginalisieren und die religiösen Bedürfnisse der Menschen nicht genügend ernst zu nehmen zugunsten einer Interpretation, die im religiösen Moment nur eine Verbrämung der »eigentlichen«, ökonomisch und sozial begründeten Forderungen sieht. In den Täuferakten spielen jedenfalls, wie Strübind in ihrer sorgfältigen Quelleninterpretation nachweist, Forderungen nach sozialer Veränderung oder stärkerer